



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Mittwoch, 15. Juni

1927.

(27. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erika Grupe-Vörcher.

Als der Spanier sich umwandte und sie anrief, was sie denn wolle, erkannte die Nestizin sofort ihren Irrtum. Die Hände sanken ihr schlaff herab. Auf die sprungbereite Wut einer ungebändigten und schmerz durchwühlten Eifersucht folgte jetzt tiefe Nieder geschlagenheit. Sie warf sich dem fremden Mann zu Füßen und weinte.

Auch Viane war in den Garten hinabgeeilt. Trotz der Dunkelheit erkannte sie Trinidad Tajan an dem Weinen, dem schmerzlichen Wimmern, fast wie ein Kind, das ihr schon damals im Parke des Barons Alvarez so ins Herz geschnitten hatte.

Sie neigte sich herab und hob die Verzweifelte hoch. „Trinidad! Was ist? Was willst du hier?“

In abgerissenen Sätzen gestand die junge Nestizin ihren Irrtum. Der Gedanke der Rache ließ sie nicht los. Auf Schritt und Tritt war sie von der Vorstellung besessen, sich an ihm rächen zu müssen, gerade weil er eine Braut habe, eine Glückliche!

Die Herren umstanden sie ratlos. Sie alle wußten von dem Liebesabenteuer ihres jungen Chefs mit der schönen Nestizin. Deswegen begriffen sie den ganzen Zusammenhang.

Viane verstand des Mädchens Schmerz. Sie redete wieder weich auf die Unglückliche ein wie damals im Park des Barons. Trinidads Tränen versiegten nun, und sie sagte mit einem unauslöschlichen Ingrim, indem sie beide Hände zu Fäusten ballte: „Er wird mir nicht entgehen! O, wenn ihr mir jetzt auch sagt, er sei gar nicht zu Hause, er wird mir nicht entgehen! Bald, wenn eines Nachts die Leuchtflugeln steigen —“

Kurt Martens horchte gespannt auf. Es war ihm plötzlich, als lüfte sich der Schleier eines Geheimnisses.

„Was ist, Trinidad, wenn eines Nachts die Leuchtflugeln steigen?“ fragte er gleichsam nebenbei.

Der Irrsinn packte sie wieder, da der Schreck und der eifersüchtige Schmerz sie so von neuem durchwühlt hatten.

„Wenn die Leuchtflugeln steigen, dann wird er hier draußen abgeschnitten sein, dann werde ich dafür sorgen, daß er nicht entkommt! Und wenn es den anderen in der Stadt schlimm ergeht, zum Lohne für ihre Grausamkeiten, dann werde ich mich an ihm rächen! O, gebt nur acht, wenn die Leuchtflugeln nachts aufsteigen!“

Eine fürchterliche Pause folgte. Die drei Herren sahen sich an. Mit einem stummen Blick verständigten sie sich. Gefahr war im Anzuge! Durch die Rede eines irr sinnigen Mädchens bekam man plötzlich Einblick in einen drohenden Abgrund, der vor ihnen hier draußen aufklaffte!

Martens über sah die Lage sofort. Der Marjodomo war inzwischen auch näher gekommen. Er hatte an allerlei undeutlichem Geräusch gehört, es sei im Vorgarten etwas vorgefallen. Martens winkte ihm. Dann neigte er sich zu der jungen Nestizin hinab. „Es soll dir verziehen werden, weil du im Irrtum gehandelt hast, Trinidad. Aber gehe jetzt mit Augustin und ruhe dich aus. So darfst du nicht zu deinem Bruder zurückkehren.“

Sie wurde willfährig.

„O, mein Bruder ist heute nacht nicht zu Hause! Er hat alle Hände voll zu tun. Geht mir zu trinken, ich verdurste!“

Sie lehnte den Kopf an Vianes Schulter, als sollte sie zusammenbrechen. Viane redete beschwichtigend auf sie ein. Das war Martens lieb. Er nahm den alten Diener zwei Schritte zur Seite und raunte ihm den Befehl zu: „Führe sie hinten in eines der Dienstzimmer. Mach ihr ein Lager auf Matten zurecht. Gib ihr Palmen saft zu trinken, bis sie nichts mehr von sich weiß. Stundenlang muß sie jetzt schlafen, und unter keinen Umständen darfst du sie aus eurem Zimmer herauslassen!“

Der Alte nickte. Er legte den Arm um die Hüfte der Nestizin und geleitete sie nach hinten über den gepflasterten Hof ins Dienerzimmer. Sie brach fast vor Erschöpfung zusammen. Dann reichte er ihr eine dickbauchige, runde, rote Tonflasche, die sie begierig an die Lippen setzte. Köstlicher, frisch gegorener Palmensaft war darin, der sich ihr mit seiner süßen Weichheit schnell über Sinnen und Denken legte.

„Bleibe bei ihr, bis sie eingeschlafen ist, und schließe sie ein. Sie darf auf keinen Fall wieder fort!“ schärfte Martens dem Alten nochmals ein. Dann begab er sich zu den anderen, die alle drei in das Wohnzimmer gegangen waren. Die Herren waren sehr ernst. Viane über sah die Größe der Gefahr noch nicht. Sie hörte aufmerksam zu, während die Herren sich besprachen.

„Wir werden die Nestizin jetzt als Geisel hier im Hause behalten“, entschied Martens. „Gut, daß sie in ihrem Irrsinn ein so wichtiges Geheimnis verraten hat. Jetzt heißt es für uns, sofort Schritte zu unternehmen.“

Bauer ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Wer auch geahnt hätte, daß die Gefahr so nahe ist! Aber die spanische Regierung ist ja immer von einer Sorglosigkeit!“

Der Spanier hob den Kopf. Die Unterhaltung wurde seinetwegen jetzt auf Spanisch geführt, damit auch er alles verstehen könne. „Ich habe das Gefühl, daß dieses mal die Sache sehr heikel werden kann. Besonders wir hier draußen sind ja von jeder Hilfe abgeschnitten. Wir hätten eigentlich die Pflicht, die Polizeibehörde in der Stadt aufmerksam zu machen und ihr mitzuteilen, was wir eben erfahren haben. Denn was Trinidad von Tajan weiß, ist wichtig.“

Man beratschlagte hin und her. Der Spanier riet, man solle zuerst spanische Familien benachrichtigen, die ebenfalls in der Vorstadt und nicht weit weg wohnten. Allein Bauer widersprach lebhaft. Diese Familien konnten im Ernstfalle auch nicht viel helfen, denn ihnen als Spaniern würde es zuerst an den Kragen gehen. Zudem führte der Weg zu ihnen und zur Stadt am Landhaus des Nestizen Tajan vorbei. Der durfte um keinen Preis merken, daß man durch Zufall von den unmittel bar bevorstehenden Ereignissen erfahren hatte. Endlich einigte man sich, einer der drei Herren mußte nach Manila hineinreiten, sofort, ohne Säumen, solange der Weg noch frei war. Unauffällig sollte der Militär behörde in der Stadt sogleich Mitteilung gemacht wer-

den, damit sie gleich am nächsten Tage, vielleicht noch in dieser Nacht. Truppen heraus sandte und alarmbereit machte.

Aus all den erregten Fragen, Antworten, Mutmaßungen und Vorschlägen schälte sich der einzige Ausweg heraus: einer der drei Herren mußte noch in dieser Nacht nach der Stadt reiten!

„Freiwillige vor!“ meinte Kurt Martens, und man konnte am Ton seiner Stimme nicht ganz unterscheiden, ob es ihm Scherz oder bitterer Ernst war.

„Ich bin von der Attade noch halb krank“, erklärte der Spanier, „überdies schießt ja unbedingt jeder Aufständische auf mich als Spanier.“

Liane krampfte die Hände ineinander. Der Spanier sah zu Bauer hinüber, der bleich und schweigend am Klavier lehnte.

„Sennor Bauer, Sie haben Frau und Kinder!“

„Dann übernehme ich den Auftrag“, meldete sich Martens und erhob sich.

Im nächsten Augenblick stand auch Liane vom Tisch auf. Sie war so traurig und so erregt, daß sie kaum zu sprechen vermochte. Aber sie rang ihre Erregung mutig nieder. Warum sollte gerade Kurt Martens diesen gefährvollen Weg übernehmen?

„Sie entscheiden nicht richtig, meine Herren. Ein Wagnis von solcher Gefahr sollte dem Zufall überlassen bleiben. Die Würfel mögen fallen.“

Ihre plötzliche Bestimmtheit machte die drei gefügig. Bauer stimmte ihr zu.

„Sie haben recht, Fräulein Liane; dann trifft niemand ein Vorwurf. Die Würfel mögen bestimmen.“

Während der junge Spanier einen Würfelbecher aus dem Spieltisch holte, sah niemand, daß Martens und Liane einen stummen Blick tauschten. Unausprechliche Empfindungen rangen in ihnen beiden. Er fühlte, daß sie ihn retten wollte, ihn nicht der Gefahr aussetzen — weil sie ihn liebte!

Der Spanier stellte den Becher mit den Würfeln auf den Tisch. Liane ließ sich auf einen Stuhl etwas abseits nieder. Sie sah die Würfel nicht, aber sie las in den Mienen der drei, sah, daß der Spanier als erster erleichtert aufatmete, sah Bauer nun den Becher ergreifen.

Als die Würfel zum dritten Male herauspolterten, wußte sie, daß der Zufall Kurt Martens bestimmt hatte. Ihn, der sich eben selbst erboten. Den sie hatte retten, den sie hatte bewahren wollen!

Nahm das Schicksal ihn ihr, ehe sie ihn besaßen?

Er war sehr ruhig.

„Es ist gut. Ich werde mich sofort aufmachen.“

„Ich werde Ihnen ein Pferd satteln“, meinte Bauer. „Sie gewinnen dann Zeit und könnten sich inzwischen zu dem Ritt umkleiden und bewaffnen. Kleiden Sie sich möglichst dunkel, damit Sie in der Nacht unauffällig sind. Der Mond wird auskommen, er geht ins zweite Viertel. Sie werden dadurch etwas Beleuchtung haben.“

Als Martens an Liane vorüberging, wollte er ihr noch halb im Scherz sagen: „Sehen Sie, Fräulein Liane! Der Zufall hat mich auch durch die Würfel gepackt. Niemand entgeht seinem Schicksal!“ Aber sie stand in der Nähe der Tür, im Schmerz das Gesicht in beiden Händen verborgen, daß ihm jedes Wort zu armselig dünkte. „Ich werde ihr noch nachher Lebewohl sagen“, dachte er.

Es war Liane unerträglich, ihre Erregung hier vor dem Spanier verbergen zu müssen.

„Ich werde Herrn Bauer behilflich sein“, murmelte sie und stieg in den Garten hinab.

Die Tropennacht schlug ihr schwül entgegen. Alles ringsum lag wie in einer todesähnlichen, dumpfen Stille. Man wußte nicht, ob die Stille lastender wirkte oder die Schwüle. Es wurde eine ziemlich klare Mondnacht. Wie in einem einzigen wollüstigen Blühen und Gedeihen und Wachsen dehnte sich der üppige Tropengarten aus. Noch mannigfacher erschienen jetzt die Palmen in mächtigen Gruppen, noch üppiger all die leuchtenden Blütensterne im Gerank um das Haus.

Augustin hatte am Küstlerhäuse ein Lämpchen angezündet, als er Herrn Bauer ein Pferd aus dem Stalle ziehen hörte. Er bot sich an, das Pferd zu satteln. Bauer willigte ein. Er wußte, der Alte war schweigsam und

zuverlässig. Es war besser, die übrige Dienerschaft erfuhr nichts von dem Ritt nach der Stadt.

Drinne aber, neben dem Küstlerzimmer, lag in tiefer Betäubung und festem Schlummer die junge Trinidad Tajan!

Liane sah, daß dem Alten die Hände zitterten, als er den Sattel auflegte. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Im Scheine des kleinen Stallämpchens las sie in seiner schweigenden Miene Besorgnis.

„Glaubst du, Augustin, daß dieser Ritt mit direkter Gefahr verbunden ist?“

„Vorläufig noch nicht, Sennorita; so lange der Weg nach der Stadt hinein und wieder heraus noch frei ist. Die Landstraße macht einen großen Bogen. Deswegen wird der Herr jetzt den kürzeren Weg durch die Reisfelder einschlagen. Dann schneidet er den Bogen ab und stößt erst beim Ripahause wieder auf die Landstraße. Hoffentlich ist das Ripahaus noch nicht besetzt, denn dann wäre ihm der Weg abgeschnitten. Es kommt eben alles darauf an, wann die in der Stadt zum Vorschlagen bereit sind, und wann sie den Unseren hier draußen das Zeichen zum Vorschlagen geben.“

„Leuchtfugeln sollen die Signale sein — nicht wahr, Augustin? Sagte nicht vorhin die Westizin —“

„Ja, Sennorita! — Vielleicht steigen sie schon heute. Aber ich glaube es eigentlich nicht. Ich versuchte vorhin, noch einiges aus Trinidad Tajan herauszufragen, habe aber nicht viel erfahren können. Sie sagte nur ein paarmal im Einschlafen: In einigen Tagen!“

Als Liane sich umwandte, sah sie Martens aus dem Hause kommen. Er hatte seinen gelblichen Anzug aus Schantungseide mit einem dunklen vertauscht. Sie ging ihm entgegen. Da streckte er die Hände aus und zog sie seitwärts zum Gebüsch.

„Liane! Liane! Sei tapfer! Du bist doch sonst so tapfer und stark in deinem jungen Leben immer gewesen, leb wohl!“

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfang.

Nun steht das Korn in Ähren,
Die Frucht schwillt schon am Baum.
Mit gold'nen Strahlen speeren
Brennt heiß der Wiesenhaum.

Viel weiße Wollensfrauen
Lagern dort droben voll Ruh,
Ihr fernes thronendes Schauen,
Winkt mir so seltsam zu.

Der Sonne strahlende Wiege,
In brennender Leiber Pracht,
Hat Erdenträume von Liebe,
Im Himmel wach gemacht. — —

Wie lichte Purpurschwüngen,
Lächelt es mir ins Blut —
Des Herzens Ströme singen:
O, Leben, bist du gut!

Evamaria Bluma.

Wie „Porzellan“ der Gefahr entging.

Von E. van Bidst de Zende.

„Hallo, Porzellan, wie geht es dir?“ sagte ich, als ich ihn nach Jahren wieder sah. Er stieg in das Coups, in dem ich saß, und tat ein bißchen referiert. Es ist auch nicht angenehm, wenn man schon seit geraumer Zeit Anwalt in einer großen Stadt ist und eine gute Praxis hat, plötzlich wieder mit dem Spitznamen aus der Studentenzeit angeredet zu werden. Und doch war dies das erste, was mir einfiel. Wie er seine Handtasche auf die Bank stellte und selbst einstieg, sich darauf vorsichtig umsaß, ob keine Nähte mit weinenden Adern im Coups wären oder lärmende, redselige „Obstürlinge“ (wie wir in lange zurückliegenden Jahren jeden zu nennen pflegten, der uns nicht paßte), mit denen zu reisen unangenehm gewesen wäre, das war wieder ganz der alte „Porzellan“. Wir haben ihn seinerzeit so getauft, weil er alles im Leben vorsichtig und behutsam behandelte.

Er rubte seine Brillengläser, sah mich aufmerksam an, blinzelte um, als ob er etwas sagen wollte, das nicht für

jedermanns Ohren bestimmt war, und meinte dann ernsthaft: „So, und wie geht es dir?“

Aber als das Coupé später leer wurde, fanden wir doch die Vertraulichkeit der gemeinsam verlebten sorglosen Jahre wieder, und als ich ihn fragte, ob er inzwischen geheiratet hätte, antwortete er tiefinnig: „Beinahe, beinahe, aber doch nicht ganz!“ und halb lachend, halb wehmützig erzählte er mir von seiner Verlobung, die keine Verlobung geworden war:

„Sie war ein hübsches Mädchen,“ sagte er, „und ein kluges Mädchen, und vermögend war ihre Familie auch; ich würde jetzt schon lange verheiratet sein, wenn ich nicht einmal einen Zug früher, als ich gesagt hatte, von Amsterdam abgefahren wäre, um sie — sie wohnte mit ihren Eltern im Gooi — zu besuchen. Ich war schon oft mit ihr zusammengetroffen, und sie übte eine große Anziehungskraft auf mich aus. Sie war sehr gewandt, und „die Gegenstände ziehen sich an“, nicht wahr? Sie hatte mich auch gern, das konnte ich an allem merken; ihre Eltern schienen auch von mir eingenommen zu sein, und eines Tages sagte ich zu mir selbst, daß ich mich endlich erklären müßte. Ich fragte bei der Familie an, ob ich am kommenden Samstag meine Aufwartung machen dürfte.

Alles war in Ordnung; ich ging also am Samstag zum Bahnhof. Nun finde ich in meinem Leben nichts Beschämender, als einen Zug zu veräumen, und deshalb war ich auch an diesem Tage eine Viertelstunde früher an der Station, mit dem Resultat, daß ich einen vorher abgehenden Zug erwischte. Nun, das macht ja nichts, dachte ich mir, dann warte ich eben, wenn sie noch nicht da ist. Denn sie hatte geschrieben, daß sie mich wieder selbst mit ihrem Auto abholen würde. Ich kam also eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit an, ging langsam zur Sperre und war gerade im Begriff, den Bahnhof zu verlassen, als ich sie ankommen sah. Sie hatte mich noch nicht gesehen, und ich weiß nicht, aus welcher sonderbaren Erwägung es geschah, aber plötzlich beschloß ich, noch nicht hinauszugehen, sondern sie einmal in ihrem Tun zu beobachten,

ohne daß sie es mußte. Sie sah reizend aus, mit einer Strachanmütze auf den kurzgeschorenen Haaren, einem dunklen Automantel, natürlich selbst am Steuer. Mit einem leichten Sprung war sie aus dem Wagen, wahrscheinlich mit der Absicht, auf den Bahnsteig zu gehen, als ein Schutzmann sehr höflich auf sie zutrat. Aus seinen Gebärden entnahm ich, daß er ihr mitteilte, das Auto dürfte an dieser Stelle nicht stehen bleiben, sondern an der anderen Seite des Ausgangs. Was darauf geschah, war entsetzlich. Sie wurde wegen dieser Kleinigkeit so unglaublich böse, daß sich ihr ganzes Gesicht verzog, und, obgleich ich nicht hören konnte, was sie sagte, begriff ich doch, daß sie den Schutzmann in der unmannerlichsten Weise ausschimpfte. Wütend und mürrisch fuhr sie mit einem Rud ein Stück vorwärts, wobei eine Gruppe Erwachsener und Kinder tödlich erschrocken auseinanderstob, und als ihr Chauffeur, der im Inneren des Wagens gesessen hatte, nicht schnell genug herausprang, um ihr die Tür zu öffnen, wurde auch er in einer Weise ausgezankt, die man nicht für möglich gehalten hätte. Das merkte ich an den Gesichtern der Umstehenden und an einigen Worten, die ich durch die Türen der Bahnhofshalle auffangen konnte. Ihr Gesicht war kaum zum Wiedererkennen, sie glich einer Furie. Und weißt du, was ich tat? Ganz entsezt und mit zitternden Beinen ging ich schnell zum Schalter, löste eine Karte für die Rückfahrt, hielt mich in einer Ecke des Wartezimmers verborgen, bis sie, nach Ankunft des Zuges, mit dem ich hätte kommen müssen und nicht kam, unterrichteterhande weggefahren war, und reiste dann, ganz verstimmt und doch von Dankbarkeit erfüllt, nach Amsterdam zurück. Von dort habe ich ein Telegramm geschickt, daß ich zu meinem Bedauern am Kommen verhindert wäre.

Ich habe sie niemals wiedergesehen. So kann aber ein Mensch dadurch, daß seine sprichwörtliche Vorsichtigkeit ihn einen früheren Zug nehmen läßt, einer großen Gefahr entgehen, meinst du nicht auch?“

„Gewiß, gewiß, Porzellan,“ mußte ich lachend zugeben. Übertragen von Lucie Blocher-Glaser.



Reise und Verkehr



Eifeltage.

Eine Ferienwanderung.

Die Eifel ist nur wenig bekannt, und doch ist sie eins der reizvollsten deutschen Gebirge, allein schon deswegen so liebenswert, weil sie so wenig begangen ist und weil man Tage und Wochen wandern kann, ohne viel Fremden zu begegnen. Wer es sich leisten kann, verknüpft eine Rheinfahrt damit, am besten von Mainz aus durch den herrlichen Rheingau, das romantische Rheintal über Koblenz hinaus bis nach Andernach, das mancherlei Sehenswerthes birgt, darunter einen Ladekran aus der Römerzeit und eine sehr stattliche romantische Kirche. Wer Zeit genug hat, mag auch Niedermendig mit seinen großen Lavafeldern besuchen und seinen in verlassenen Lavagruben eingerichteten Bierkellern einen Besuch abstatten.

Von Andernach führt ein schöner, schattiger, aber steiler Waldweg hinauf zu dem Krähnenberg mit seiner herrlichen Aussicht und dann hoch über dem Rhein durch den gepflegten, städtischen Hochwald. Überraschende Ausblicke auf den Strom öffnen sich hin und wieder, der herrlichste auf das tief unten liegende Bad Ramedy mit dem größten deutschen Geysir, einem Kohlenäureprudel, der täglich zweimal seine rauschende Wassersäule auswirft. Auf schmalem, düsterem Waldweg gelangt man an einen hohen Holzturm, den Lydiaturm, von dem man eine entzückende Aussicht auf den dunkelblau schimmernden Laacher See genießt. Rings von vulkanischen Bergrücken umgeben, die meistens bewaldet sind, liegt der eisförmige See, dessen Ufer hohe Schiffsstauden umsäumen. Fern verlieren sich die Höhen in den Wolken und still liegen die ausgehöhlten Gebälkheiten des Klosters von Maria Laach mit seiner hochtürmigen Abteikirche.

Die schwere romanische Pfalzabteikirche ist fast ganz leer. Nur ein Grabdenkmal des Stifters, Heinrich II., des Pfalzgrafen bei Rhein, ein Sarkophag mit einer liegenden Hohenfigur, und der von Kaiser Wilhelm gestiftete Hochaltar heben sich aus dem geheimen Dämmer.

Dicht hinter den Klostermauern ein riesiger Bierg, in dem prächtige Oslen weiden. Ein Stück schöner als das andere.

Auf feuchten Wegen wanderte ich dann auf die Höhe über Bell und den Gänsehaas, mit seiner schönen Aussicht nach Ettringen, und von da auf die steile Kuppe des Hochfimmern, von dessen gutem, ganz aus Stein gebauten Aus-

sichtsturm man einen schönen Rundblick hat. Die letzten 150 Meter des Berges sind außergewöhnlich steil und selbst auf genagelte Stiefel finden nur mühsam Halt auf dem mit dünnen Tannennadeln gepolsterten Boden. Die Aussicht ist köstlich. Weit hinaus über die ganze vordere Eifel schweift der Blick über Wälder und Berge und Dörfer bis hinüber nach den fernen Höhen des Siebengebirges, und wie ein wehendes Tuch sieht man den gelben Rauch aus den Schloten von Valendar. Wald und Grün ringsum und tief unten das kleine Dörfchen Ettringen, auf dessen regennassen Schieferdächern die Sonne blüht. Und der Wind bläst — bläst und bläst ... die Wangen kühlen sich mit Blut und die Lunge saugt die Luft.

Auf abschüssigem Pfad geht es bergab über dürres, wasserarmes Land ... aber überall in der Runde blüht wilder Tomian, und die violettblauen Dolben strömen einen starken Wohlgeruch aus. Fast eine halbe Stunde wandere ich hindurch auf Geratewohl nach Südoften, nach St. Johann. Ein kleiner Junge zeigt mir den nächsten Weg nach dem Retteal. Keiner meiner Fragen gibt er Antwort. Seine kleinen Füße aber gehen tüchtig vorwärts. An einem Heiligenbild bleibt er stehen. „Son se he disse Pädche lang!“ Mit einem Satz ist er davon. Auf der Höhe bleibt er stehen und sieht mir nach und schwenkt seine Gerte zum Gruß.

Nach ein paar Schritten bleibe ich überrascht stehen. Durch eine weiselloste künstliche Baumschranze geht der Blick hinunter ins Retteal auf das reizend gelegene Schloss Büttresheim, das in idyllischer Einsamkeit an dem Ufer der starkströmigen Rette liegt. Aus der Ferne sieht es aus wie ein niedliches Spielzeug, das von der Wucht der Berge fast erdrückt wird, aber im Näherkommen wächst es, dehnt sich, breitet sich in seinen mannigfaltigen Stilformen. Da — wie der Weg biegt — grenzt hart an das altertümliche Gebäude ein moderner Tennisplatz, den ein hoher Zaun aus Drahtgeflecht umhegt. Es ist wie das Erwachen aus einem schönen Traume. Das empfindet auch ein alter Landmann, der über die Rettebrücke kommt. Ich stelle gerade meine Kamera auf und mit biederem Bedenken belehrt er mich, daß ich meinen Apparat so aufstellen müsse, daß ich den Tennisplatz nicht aufs Bild bekomme. „Das is ene Unding, disse Tennisplatz! Et verdirbt das Romantische!“ — „O, hei ist viel romantisches!“ Und er erzählt mir. Er erzählt mir von der heiligen Genovefa, die der Legende nach hier gelebt hat, und späterhin zeigt er mir auch die Stelle, wo angeblich die Burg ihres Gemahles gestanden hat.

Wir wandern langsam das reizvolle Tal der Rette entlang nach Mäven zu, und wie die Rette neben uns unermüdlich rauscht und fließt, so auch das Fließlein seiner Rede. Rascher als ich bei unserem Bummelschritt gedacht, kommen wir nach Mäven, dem Hauptort des Maifeldes mit vielen albertinischen Bauten, von denen die alten Stadttore und die im 13. Jahrhundert erbaute, 1902 durch eine Feuersbrunst zerstörte, aber wieder hergestellte Genovefakirche am reizvollsten sind. Seltsam ist auch der wie ein Korkzieher gewundene Kirchturm, dem angeblich ein Sturm die auffällige Form gegeben hat. Nach kurzem Aufenthalt wandere ich weiter zulezt durch ein liebliches Tal nach Monreal, einem hübschen Ortchen, über dem die mächtigen Überreste des Schlosses der Grafen von Birneburg auf hohem Berge thronen. Allerliebst sehen die kleinen Fachwerkhäuser aus, die sich, ebenso wie die Kirche, unmittelbar aus dem Wasser der Elb erheben. Aber das Fließlein führt eine alte Brücke, die mit einem Heiligenbild und einer seltsamen, von vier Löwen getragenen Säule geschmückt ist.

Der Wind hat sich etwas gelegt, die Wolken drohen aber noch regenschwer. Ich fahre deshalb von dem tief in die Felsen eingeschnittenen merkwürdigen Bahnhof nach Bad Gerolstein, das durch seine zahlreichen Mineralquellen und durch seine großartige Dolomitenlandschaft bekannt ist. Von Monreal führt die Bahn über Urmersbach und das einst stark befestigte Kaiserfeld. Auf der ganzen Strecke hat man nach Süden einen weiten Blick in die Eifel und ihr Vorland, nach Norden auf die braunen Heideflächen der eigentlichen unwirtlichen Eifel, die im sinkenden Tag ein reizvoll melancholisches Aussehen hat. Die Bahn geht an zahlreichen Basaltkegeln und Schladensvulkanen vorüber abwärts in das freundliche Liesertal mit seinem Hauptort Daun, dann steigt die Bahn wieder und erreicht hinter Döhrweiler-Dreiss mit 564 Meter ihren höchsten Punkt, um dann bis Gerolstein (362) allmählich ins Kolltal hinabzusteigen. Über dem Orte erheben sich die Überreste des Schlosses Gerolstein auf einem nach drei Seiten jäh abfallenden Kalkfelsen, und auf dem anderen Ufer der Kollt ragen die zackigen Dolomitentürme der Aurburg und der Muntelerlei malerisch empor. Auf dem Gipfel des Kalkfelsens befindet sich noch ein deutlich sichtbarer Krater, der Panentaul, und in dem Garten des evangelischen Pfarrhauses wurde 1907 eine römische Villa entdeckt. Das Ortchen selbst ist auf einem Hügel erbaut und gewinnt namentlich durch die Anlagen der verschiedenen Sauerbrunnen ein eigenartiges Ansehen.

Am anderen Morgen fuhr ich nach Daun, dem Mittelpunkt der vulkanischen Eifel. Das Städtchen wird von den Trümmern des Schlosses Daun überragt, das schon 1352 von den Erzbischöfen von Köln und Trier zerstört wurde; es ist die Stammburg des österreichischen Feldmarschalls Daun, des Gegners Friedrichs des Großen.

Esilam nescit, qui Dunam ignorat! ist ein alter Spruch, und wer das stille Städtchen in seiner schönen Lage im Liesertal und mitten in den Lavabergen gesehen hat, wird ihm nicht widersprechen.

Von Daun wanderte ich nach den Maaren.

„Doch oben in den Eifelbergen liegt ein See, dunkel, tief, kreisrund, unheimlich, wie ein Kraterschlund.“

Einst tobten unterirdische Gewalten da unten, Feuer und Lavamassen wurden emporgeschleudert; jetzt füllt eine glatte Flut das Becken, wie Tränen eine Schale. Es geht hinunter in bodenlose Tiefe.

Keine Bäume, keine Blumen. Nackte vulkanische Höhen, gleich riesigen Maulwurfshügeln, stehen im Kranz, zu nichts gut als zu armseliger Viehweide. Mageres Strandgras weht, blasses Heidefarn duckt sich unter Brombeerengestrüpp. Kein Vogel singt, kein Schmetterling gaukelt. Einsam ist's, zum Sterben öde!

Das ist das Weinfelder Maar, das Totenmaar, wie es die Leute heißen. Es hat keinen Abfluß, keinen Zufluß anders, als die Tränen, die der Himmel drein weint. Es liegt und träumt und ist todestaurig, wie alles rings umher.“

So schildert Clara Viebig in ihrem Novellenband „Kinder der Eifel“ den eigenartigsten, eindruckvollsten aller Eisselsen, das Weinfelder Maar.

Das Weinfelder Maar ist von den drei ziemlich nah beieinander liegenden Kraterseen in der Nähe von Daun das einsamste und stillste. Lieblicher, freundlicher ist das Gemündener Maar, das man nach einem kurzen Marsch auf der gut gebauten Straße nach Manderscheid in einer vollen halben Stunde erreicht. Es liegt klar und nur leise bewegt in einem bewaldeten Krater und seine Flut ist von blaugrüner Färbung. Es ist 39 Meter tief und hat einen Umfang von rund 2 Kilometer. Steigt man auf schmalem Pfad

die südliche Kraterwand hinauf, so gelangt man zuerst an ein schlichtes Mottedenkmal, dann an mehrere Punkte, die einen überraschend schönen Ausblick auf das tief unten liegende Maar gewähren. Nach einem nicht ganz mühelosen Aufstieg erreicht man den fahlen Gipfel des 561 Meter hohen Mäufelberges, auf dem sich ein zyklonisches, einfaches Denkmal aus Lavablöcken für den Gründer des Eifelvereins, Direktor Dromke, befindet. Der Denkstein dient zugleich als Schutzhütte. Hier oben traf ich zwei Berliner Studenten, die langewege im Moos lagen und ihre Blicke über die geneigte Ebene der südlichen Eifel schweifen ließen, wo seltsame Bultantuppen und abwechslungsreiche Täler ineinander übergehen. Wir stiegen nach einem kurzen Imbiß den steilen, zerstreut mit zerzausten Wachholderbüschen bewachsenen Südwestabhange hinunter nach dem Weinfelder Maar.

In der Ferne lag das einsame Kirchlein mitten in seinem Gräberfriedhof, und über die grauen Mauern des Kirchhofes ragte hier und da ein schlichtes Kreuz. Davor das weite, stille Maar, von haushohen, steilen, bemooften Uferwänden eingeschlossen, nur im Süden zugänglich. Aber hier ist Leben. Auf dem schmalen Streifen fruchtbaren Landes zwischen Bultangestein und See wogen silberblinnde Daserfelder, in denen ein paar tiefrote Mohnblüten glühen. Sie bringen den einzig grellen Ton in dieses gedämpfte, farbenarme Bild. Wir stehen lang in Schauen versunken, dann wandern wir nach Osten um den See, hinauf auf die Strake. Und wieder bleiben wir ergriffen stehen. Mitten in einem Kranz fruchtbarer Felder und saftiger Gemüsepflanzungen glänzt das weite Schalkenmaar im Gegenlicht der Sonne. Winzig und unbedeutend sehen die Häuser von Schalkenmehren aus, die sich in halbmondbörmigem Bogen um den fischreichen See ziehen. Ganz in der östlichen Ferne sieht man drei brecktrönige Bäume am Horizont; dort liegt das Pulvermaar, das zwischen 70 Meter hohen Wänden liegt und 74 Meter tief ist. Vollkommen undurchlässig muß hier die Erde sein, denn sonst wäre doch wohl der höher gelegene See längst in den anderen abgefloßen. Aber gar kein Zusammenhang besteht zwischen den beiden.

Auf schönen, schattigen Waldwegen zogen wir dahin über Eckfeld auf Manderscheid zu, der Perle der Eifel. Gegen Abend gelangten wir nach Belvedere, eine 130 Meter über dem Tale hängenden Felsenbastion mit herrlicher Aussicht auf das tiefeingeschnittene Liesertal, aus dem die beiden Burgen der ehemaligen Grafen von Manderscheid auf schmalen Felsengrad emporragen, und auf das gegenüber auf der Höhe gelegene Manderscheid. Schon umgoh das Abendrot, das nach einem leichten Regen über die Berge ging, das graue Gemäuer der Burgen mit bronzener Glanz und fast andächtig saßen wir auf der Holzbank, auf der einst Kaiser Friedrich gesessen hatte, zu dessen Gedenken ein einfacher Stein errichtet ist.

Fast immer mit prächtiger Aussicht auf das Liesertal mit seinen Burgen stiegen wir von den Höhen hinab und dann über eine eigenartige, hochwasserfreie Brücke auf schmalen Felsenpfad hinauf nach Manderscheid. Nach einem kurzen Besuch der schönen Klosterkirche Himmelsrod zogen meine Gefährten nach Osten, ich wendete mich nach der weit entfernten Bahn, um Wittlich und dann bei Berncastel das Moseltal zu erreichen. Die Bahnstrecke von Wittlich ist nicht nur landschaftlich, sondern auch technisch hoch interessant. Über tiefeingeschnittene Täler führen gewaltige Brücken, oft 30–40 Meter über der Talsohle hin, an abstürzenden Felshängen vorüber, über Bergklämme mit unfassender Aussicht.

Acht Tage streifte ich dann an der Mosel umher, jenem sanften, schönen Fluß, der so viele liebliche Dörfchen und verträumte Städtchen mit seinem frischen Hauch erquid, und schlug mich dann bei Mosellern wieder in die Eifel, um eine der schönsten deutschen Burgen, das Schloß Elz, zu besuchen. Leider muß man sich zur Besichtigung des Innern drei Tage vorher bei dem gräßlichen Oberrentmeister schriftlich anmelden, und dieses Gesuch muß dazu noch mit Tinte geschrieben sein, und so gelang es mir nicht, einen Blick in das Innere zu tun, aber der freie Besuch des Schloßhofes ist schon lohnend genug, der Weg von Mosellern zur Burg durch das bewaldete Ekkal eine reizvolle, sehr bequeme Wanderung von etwa anderthalb Stunden. Den Abend verbrachte ich in einer kühlen Weinsäule unmittelbar am Ufer des Fusses, der auf der anderen Seite von einer mächtigen Felswand eingengt wird, und zog am andern Morgen durch die Brodenbacher Schlucht nach Sickingens Stammloch, der Ehrenburg, um dann in gemächlichen Tageswanderungen quer durch den Hunsrück nach Oberwesel zu ziehen.

Wer meine Spuren folgt, wird eine unvergeßlich schöne, abwechslungsreiche und nicht sehr anstrengende Wanderung durch eine der reizvollsten Gegenden unseres Vaterlandes machen und voll tiefer Freude wieder heimkehren. K. Neurath.